

- Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt/Main, 16–51.
- Jakobson, Roman (1979): Linguistik und Poetik. In: Jakobson, Roman: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971. Frankfurt/Main, 83–121.
- Lepore, Ernest/Van Gulick, Robert (eds.) (1991): John Searle and His Critics. Oxford.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/Main.
- Meggle, Georg (1997): Grundbegriffe der Kommunikation. 2., aktualisierte Auflage. Berlin.
- Morris, Charles W. (1981): Zeichen, Sprache und Verhalten. Berlin.
- Motsch, Wolfgang/Pasch, Renate (1987): Illokutive Handlungen. In: Motsch, Wolfgang (ed.): Satz, Text, sprachliche Handlung. Berlin, 11–79.
- Nöth, Winfried (1985): Handbuch der Semiotik. Stuttgart.
- Reiss, Nina (1985): Speech Act Taxonomy As A Tool For Ethnographic Description: An Analysis Based on Videotapes of Continuous Behavior in two New York Households. Amsterdam.
- Rolf, Eckard (1993): Die Funktionen der Gebrauchstextsorten. Berlin.
- (1994): Sagen und Meinen. Paul Grices Theorie der Konversations-Implikaturen. Opladen.
- (1997): Illokutionäre Kräfte. Grundbegriffe der Illokutionslogik. Opladen.
- Rosengren, Inger (ed.) (1992/1993): Satz und Illokution. 2 Bde. Tübingen.
- Searle, John R. (1971): Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt/Main.
- (1982): Eine Taxonomie illokutionärer Akte. In: Searle, John R.: Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt/Main, 17–50.
- (1987): Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes. Frankfurt/Main.
- (1991): Response: Meaning, Intentionality, and Speech Acts. In: Lepore/Van Gulick (1991), 81–102.
- (1995): The Construction of Social Reality. London.
- Searle, John R./Vanderveken, D. (1985): Foundations of illocutionary logic. Cambridge.
- Sökeland, Werner (1980): Indirektheit von Sprechhandlungen. Eine linguistische Untersuchung. Tübingen.
- Ulkan, Maria (1992): Zur Klassifikation von Sprechakten. Eine grundlagentheoretische Fallstudie. Tübingen.
- von Wright, Georg Henrik (1974): Erklären und Verstehen. Frankfurt/Main.
- Wunderlich, Dieter (1976): Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt/Main.

*Eckard Rolf, Münster
(Deutschland)*

42. Konzepte des Impliziten: Präsuppositionen und Implikaturen

1. Einleitung
2. Implizites I (konventionell fest)
3. Implizites II (verwendungsvariabel)
4. Impliztheit und Sprachhandeln
5. Literatur (in Auswahl)

1. Einleitung

Texte – so ein in der Textlinguistik verbreitetes Bild (z. B. von Polenz 1980, 133) – sind wie Eisberge: Nur ein kleiner Teil davon ragt über die Wasseroberfläche, der größte Teil aber ist darunter verborgen, nicht unmittelbar evident und doch da. Wer so spricht, spricht nicht vom Text als einem sprachlichen Ausdruck, sondern vielmehr vom Text als Sinnkomplex. Vom Text als Sinnkomplex also sei nur ein kleiner Teil an der Oberfläche sichtbar. Nennen wir dies den *expliziten* Teil.

Der größere Teil des Textsinns liege unter der Oberfläche verborgen, sei *implizit*. Dieses Implizite ist das Thema dieses Beitrages.

Woher rührt dieses Bild vom Eisberg mit dem sichtbaren und dem unsichtbaren Bedeutungsteil? Die Grundfrage jeder Kommunikationstheorie ist die Frage: Wie hängen das Gemeinte, das Gesagte (oder der Text) und das Verstandene zusammen? Noch genereller gefragt: Ist Verständigung wirklich möglich? Und wenn ja: Warum ist sie möglich? Gemäß einer nach wie vor sehr etablierten Konzeption (sowohl innerhalb der Sprachwissenschaft wie auch in der „Laienlinguistik“) sagt man sich: Wenn einer einem andern mit Hilfe sprachlicher Zeichen 'etwas zu verstehen geben kann', dann liegt das daran, daß die sprachlichen Zeichen, die Wörter und Sätze, etwas bedeuten, eine kon-

ventionelle, feste, verwendungsvariable Bedeutung mit sich tragen. Diese zu eruieren und zu beschreiben ist Geschäft der *Semantik*. Die Annahme, dass Sprachzeichen eine konventionelle, feste Bedeutung haben, ist die Basis für die Erklärung von Verständigung, von Kommunikation.

Dabei ist man sich klar darüber, dass diese konventionelle, feste Bedeutung nur ein Teil ist dessen, was man mit einem Text meint, und nur ein Teil dessen, was man versteht, wenn man einen Text versteht. Wenn man einen Text versteht, versteht man mehr, und man versteht etwas anderes als einfach die Bedeutung der sprachlichen Zeichen. Man kann von einem 'kommunikativen Mehrwert' der Äußerung oder des Textes gegenüber der konventionellen, festen Bedeutung sprechen. So gibt es eine Erklärungslücke zwischen der angenommenen festen Bedeutung der Sprachzeichen, die den Text konstituieren, und dem Textsinn. Konzepte, die diese Lücke theoretisch zu schließen versuchen, rechnet man gewöhnlich zur *Pragmatik*.

In diesem Lichte betrachtet ist das Verstehen einer Äußerung, eines Textes ein zusammengesetzter Vorgang: Einerseits steckt darin ein mehr oder weniger mechanisches 'Dekodieren' der konventionellen, festen, verwendungsvariablen Bedeutung der Zeichen. Andererseits besteht das Verstehen aber auch darin, dass der Rezipient abduktive Schlüsse zieht (Keller 1995, 132 ff), Hypothesen über einen möglichen Sinn bildet, und dies auf der Basis der verwendeten Zeichen und ihrer festen Bedeutung, aber auch auf der Basis der Verwendungssituation, des Kontextes, der Kenntnis über die Sprecherin usw. Und dies alles unter Verwendung von *Sprachwissen*, aber vor allem auch von *Weltwissen* und *Handlungswissen*. Im Bild vom Textsinn als Eisberg gefasst: Der kleine Teil, der über die Wasseroberfläche ragt, der für alle unmittelbar evident ist, das wäre die konventionelle, feste Bedeutung der verwendeten Sprachzeichen. All das, was für die umfassende Deutung der Äußerung, des Textes an zusätzlicher Interpretationsleistung, an zusätzlichen Inferenzen aufgewendet werden muss, das wäre der größere Teil des Eisberges unter der Oberfläche.

Dies könnte eine mögliche Fassung sein des Unterschieds von Explizitem und Implizitem. Sie deckt sich mit der verbreiteten Unterscheidung von Semantik und Pragmatik. Erwähnt werden muss, dass es Positionen in der Semantik gibt, die eine solche Unterscheidung

rundweg ablehnen. Diese Positionen beruhen vor allem auf der Sprachphilosophie des späten Ludwig Wittgenstein und der mit diesem Namen verknüpften sogenannten „Gebrauchstheorie der Bedeutung“ (Heringer 1977; Busse 1992). Diese Positionen gestehen zwar zu, dass sprachliche Zeichen nach Konventionen gebraucht werden, doch begründen solche Konventionen nach ihrer Ansicht keine klaren Grenzen zwischen einer konventionellen, festen Bedeutung und weiteren Sinnkomponenten, die darüber hinausgehen. Zeichengebrauch ist vielmehr immer nur mehr oder weniger konventionell, und die Zeichen selber sind immer nur mehr oder weniger konventionalisiert. Eine Semantik, die eine konventionelle, feste Bedeutung zum Ausgangspunkt einer Erklärung von Verständigung mittels Zeichen nimmt, sitzt – so die Sicht dieser Position – einem Phantom auf.

Für die Zwecke des vorliegenden Artikels soll die eingeführte Unterscheidung dennoch aufrechterhalten bleiben – vorab aus heuristischen, methodischen Gründen. Die Einwände der Gebrauchstheorie der Bedeutung sollten allerdings stets die Frage im Hintergrund präsent halten: Macht die Unterscheidung von Explizitem und Implizitem einen Sinn? Und: Lässt sie sich über die bloße Intuition hinaus theoretisch erhärten?

Hier wird das Begriffspaar explizit/implizit allerdings zunächst nicht verwendet für die eingeführte Unterscheidung von konventioneller, fester, verwendungsinvariabler Bedeutung vs. verwendungsvariabler Bedeutung. Diese soll vielmehr mit der ebenfalls verbreiteten Terminologie von *wörtlicher* Bedeutung versus *nichtwörtlicher* Bedeutung gefasst werden. Dabei wird „wörtliche“ Bedeutung hier im Sinne einer konventionell festen, kontextinvarianten Bedeutung gebraucht und damit nicht – wie es manchmal anzutreffen ist – in Opposition zu „übertragener“ Bedeutung. Diese Opposition kann man allerdings als einen Sonderfall der hier gemeinten Problematik einer Differenz von Bedeutung und kommunikativem Sinn verstehen: Die übertragene Bedeutung (Metapher, Metonymie u. a.) ist ein Sinn einer Äußerung, in dem die wörtliche Bedeutung nur noch in modifizierter Form, d. h. nicht so sehr als ausgedeutete denn als umgedeutete aufgehoben ist (vgl. 2.4.).

Die Termini des Expliziten und Impliziten sollen hier vorerst eine zweite Unterscheidung fassen, die für gewöhnlich zunächst innerhalb der „wörtlichen“ Bedeutung gemacht

wird. Es wird nämlich behauptet, dass Teile davon ausdrücklich (explizit) und andere dagegen nicht ausdrücklich (implizit) seien. So wird etwa gesagt, dass die Ausdrücke *es gelingt mir* und *es gelingt mir nicht* beide einen gemeinsamen, identischen Bedeutungsbestandteil hätten, nämlich: „ich bemühe mich“. Dieser Bedeutungsteil sei zwar mitgesagt, aber nicht ausdrücklich, vielmehr versteckt, verborgen, ohne Stimme, stumm. Implizit eben.

Eine dritte Variante, Explizites und Implizites zu unterscheiden, geht auf Grice zurück. Hier wird das Explizite (was gesagt ist) identifiziert mit dem wahrheitskonditionalen Bedeutungsteil. Das Implizite (was impliziert ist) ist dagegen das, was an Bedeutung über das Wahrheitskonditionale hinausgeht.

In einem weiteren Schritt kann nun die Behauptung aufgestellt werden: Alles Nichtwörtliche, alle verwendungsabhängigen Bedeutungsteile oder Sinnbestandteile einer Äußerung, eines Textes sind implizit in dem Sinne, wie das „ich bemühe mich“ implizit ist: Sie haben keinen unmittelbaren Ausdruck, keine Stimme, sie sind stumm, und doch sind sie da. Das ist zwar nicht ganz richtig, aber doch weitgehend, und soll aus Gründen der Ordnung vorläufig so gelten. Korrekturen werden weiter unten folgen.

Damit ist die Ordnung der Dinge erreicht, die im Schema 42.1 grafisch zum Ausdruck kommt: Man kann zweierlei Implizites unter-

scheiden: solches, das zur konventionellen, festen, wörtlichen Bedeutung gehört, und solches, das zum Nichtwörtlichen gehört. Beides findet nicht unmittelbaren Ausdruck. Beides ist stumm und doch da. Beides bildet jenen größeren Teil des Eisbergs (Textsinns), der unter der Wasseroberfläche ist.

2. Implizites I (konventionell fest)

Unter Rückgriff auf die im Schema 42.1 eingeführte Ordnung der Begriffe geht es in diesem Abschnitt um Implizites, das üblicherweise zum konventionell festen Bedeutungsgehalt von Zeichen, zu ihrer „wörtlichen“ Bedeutung also, gerechnet wird und damit in das Untersuchungsfeld der Semantik gehört (Implizites I).

2.1. Semantische Präsuppositionen

Die Literatur über Präsuppositionen in der Logik und Sprachphilosophie sowie in natürlichen Sprachen ist immens groß und längst nur noch von Spezialisten überschaubar. Es stehen auch sehr viele Einführungs- und Übersichtsdarstellungen zur Verfügung: Astroh (1995); Moeschler/Reboul (1994); Seuren (1991); Grewendorf/Hamm/Sternefeld (1987); Pinkal (1985); Levinson (1990); Lyons (1983); Oh/Dinneen (1979); Reis (1977); Kempson (1975); Petöfi/Franck (1973).

Die Problematik, für die der Terminus Präsupposition steht, wurde bereits in der mittel-

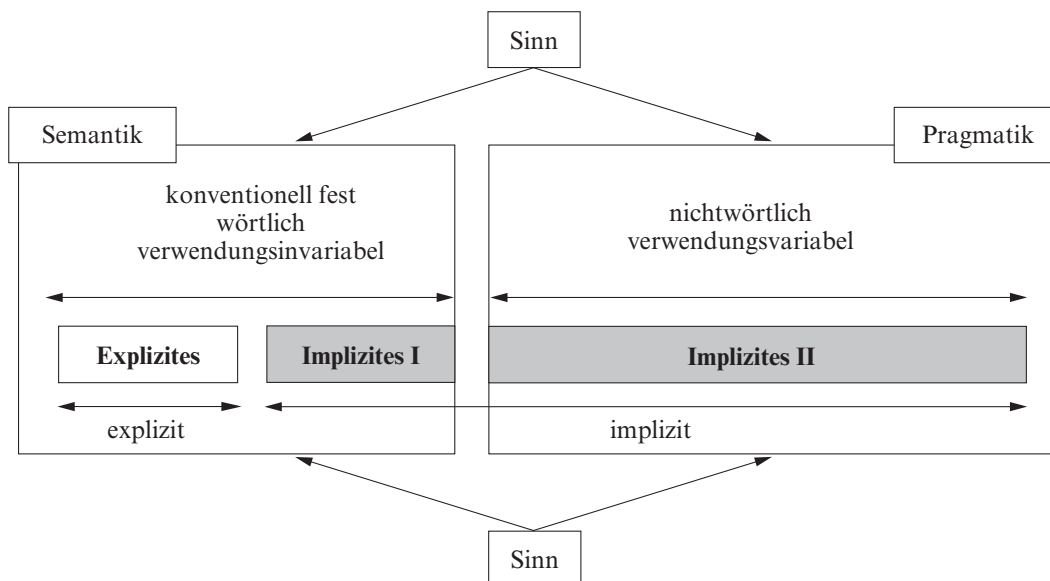


Abb. 42.1: Überblicksschema

alterlichen Logik (Seuren 1991, 287), wenn nicht gar schon früher diskutiert. Seit dem Ende des letzten Jhs. ist das Konzept zunächst in der modernen Logik herausgearbeitet (Frege, Russell u. a.; vgl. Levinson 1990, 171 ff) und von dort in den 70er Jahren in die Linguistik importiert worden. Hier wurde das Konzept zu einem der meistdiskutierten, namentlich als Prüfstein moderner Grammatiktheorien und Katalysator der Diskussionen um die Abgrenzung zwischen Semantik und Pragmatik.

Die klassische Präsuppositionsproblematik in der Logik stellt sich bei den referierenden Ausdrücken, bei Eigennamen, definiten Kennzeichnungen. Wie steht es um den Wahrheitswert des Satzes *Der König von Frankreich hat eine Glatze* – so fragt die Logik – in einem Zeitpunkt, in dem es keinen König von Frankreich gibt? Die Logik hat darauf verschiedene kontroverse Antworten geliefert. Sie sind für uns weniger interessant als das Phänomen, das die Probleme hervorruft: Einerseits behauptet der Satz nämlich etwas explizit: „dass der König von Frankreich eine Glatze hat“. Andererseits setzt der Satz etwas voraus: „dass es einen König von Frankreich gibt“. Nur dann kann man den Satz sinnvoll verwenden.

Diese Voraussetzung nun ist bei der Negation des Satzes genauso gegeben: *Der König von Frankreich hat keine Glatze* setzt voraus, dass es einen König von Frankreich gibt. Das führt auf die klassische Definition: *Präsupposition* ist eine mit einem Satz verknüpfte Voraussetzung (oder eine aus einem Satz ableitbare Folgerung), die gleichermaßen für den nichtnegierten wie auch für den negierten Satz gilt. Man spricht vom *Negationstest*, der Präsuppositionen erkennen lässt.

Ein ähnliches Definitionskriterium ist der *Fragetest*, beruhend auf der Einsicht, dass auch im Satz *Hat der König von Frankreich eine Glatze?* vorausgesetzt ist, dass es einen König von Frankreich gibt. Damit sei auch unterstrichen, dass Präsuppositionen nicht nur eine Eigenschaft von Aussagesätzen sind, sondern auch mit Frage- oder Befehlssätzen einhergehen. Stellt sich der Logik das Präsuppositionsproblem in erster Linie bei den referierenden Ausdrücken (v. a. Eigennamen, definiten Kennzeichnungen), so zeigte die Übernahme des Konzepts in die Theorie natürlichsprachlicher Bedeutung, dass es hier noch eine ganze Reihe weiterer ähnlicher Phänomene gibt, nämlich Voraussetzungen oder Folgerungen aus Sätzen, die mit diesen

Sätzen stillschweigend einhergehen und insbesondere von der Negation unbeeinträchtigt bleiben. Man sagt, dass es jeweils ganz bestimmte Wörter oder Konstruktionen seien, die die Präsupposition „auslösen“, sog. *Präsuppositionsauslöser* (engl. „trigger“), womit auch der Umstand unterstrichen wird, dass Präsuppositionen mit bestimmten Ausdrücken konventionell fest verbunden sind. Mit der Zeit hat die Forschung ganze Listen solcher Ausdruckstypen zusammengetragen. Sie finden sich beispielsweise bei Grewendorf/Hamm/Sternefeld (1987, 421 ff) oder Levinson (1990, 169 ff) aufgeführt und diskutiert. Wir begnügen uns hier mit ein paar illustrativen Beispielen:

– Es gibt Konstruktionen, die die Faktizität dessen präsupponieren, was in ihrem Komplementsatz steht. So präsupponiert *ich bedaure (nicht), dass p* die Faktizität von p, ebenso *ich bin (nicht) überrascht, dass p* oder *sie weiß (nicht), dass p* u. a.

– Mit *es ist mir (nicht) gelungen, zu p* ist präsupponiert, dass ich mich bemüht habe, zu p oder dass ich versucht habe, zu p. In dieser Weise enthalten viele verbale Ausdrücke präsuppositive Bedeutungsbestandteile.

– *David hat (nicht) Ehebruch begangen* präsupponiert „David ist verheiratet“, *X verteidigt Y* präsupponiert „Y wird angegriffen“ oder „angeklagt“.

– *X ist (nicht) gekommen* präsupponiert „X war zu einem früheren Zeitpunkt nicht da“. Hier spielen Tempus und Aktionsart eine maßgebliche Rolle.

– *Es war (nicht) KARL, der Whisky geschmuggelt hat* präsupponiert, dass „jemand Whisky geschmuggelt hat“, *Karl hat auch WHISKY geschmuggelt* präsupponiert, dass „Karl noch anderes geschmuggelt hat“, *Karl hat AUCH Whisky geschmuggelt* präsupponiert, dass „außer Karl noch jemand anderes Whisky geschmuggelt hat“. Hier zeigt sich die präsuppositionsschaffende Potenz von syntaktischen Konstruktionen, oft im Zusammenspiel mit Akzent und Partikeln.

Die Linguistik hat sich bei der Übernahme des Präsuppositionskonzepts aus der Logik allerdings nicht immer an solche relativ strengen Kriterien wie den Negationstest u. a. gehalten, sondern den Begriff manchmal bereitwillig ausgedehnt auf alles, was mit einem Ausdruck irgendwie mitgesagt, mitgemeint, mitzuverstehen sein kann. Der Präsuppositionsbegriff wurde dadurch bei einzelnen Autoren zu einem allgemeinen Begriff für den Hintergrund, vor dem eine Äußerung ge-

macht und verstanden wird, für das Konglomerat an Voraussetzungen, die in ihre Interpretation eingehen (vgl. 3.1.: „pragmatische Präsuppositionen“). Bei dieser Ausweitung mitgeholfen haben sicher zwei Umstände: Einmal kennt die englische Allgemeinsprache das Verb *to presuppose* für ebendieses allgemeine und vage Voraussetzen. Zum andern – und theoretisch gewichtiger – hat sich in der linguistischen Präsuppositionsdiskussion die Frage bis heute nicht geklärt, ob Präsuppositionen von der oben illustrierten Art tatsächlich verwendungs-invariabel, damit konventionell fest sind, oder ob sie nicht doch kontextsensitiv und damit eine Form von „pragmatischen Inferenzen“ (Levinson 1990) sind (und damit eigentlich zu unserem Impliziten II gehören). Damit verbunden ist auch der Streit darum, welches Reden das angemessene ist: „Der Satz x präsupponiert y“ (so haben wir es oben formuliert) oder „Wer den Satz x äußert, präsupponiert y“? Ist die Präsupposition also eine Eigenschaft von Sätzen oder Produkt der Konstellation von Satzgebrauch, Situation, Intention (von Äußerungen also)?

Mit dieser Frage entscheidet sich auch, ob es richtig ist, Präsuppositionen, wie es oft geschieht, namentlich von den „konversationellen Implikaturen“ (vgl. 3.2.) zu unterscheiden über Merkmale wie Lösbarkeit/Aufhebbarkeit und Ablösbarkeit: Präsuppositionen seien, so wird oft behauptet, nicht lösbar/aufhebbar (engl. *cancellable*), d. h. nicht explizit negierbar, es sei denn um den Preis eines Widerspruchs: Wenn A sagt: *Sie ist zurückgekommen* und B zurückfragt: *War sie denn weg?*, würde A mit der Antwort: *Nein, sie war nicht weg* sich in einen Widerspruch zu seiner ersten Aussage bringen. Darin zeige sich der Umstand, dass Präsuppositionen eben zum konventionell festen Bedeutungsgehalt von Ausdrücken gehören.

2.2. Implikationen

Nicht zu verwechseln mit den Präsuppositionen sind die *Implikationen* oder logischen Folgerungen (engl. *entailment*) eines Ausdrucks, welche wiederum nicht zu verwechseln sind mit den Implikaturen (vgl. 3.2.). Unter die Implikationen wird gefasst, was mit einem Ausdruck mitgesagt ist, aus ihm logisch gefolgert werden kann, aber durch die Negierung des Ausdrucks (dies eben im Unterschied zu den Präsuppositionen) ebenfalls negiert wird oder zumindest nicht notwendig davon unbeeinträchtigt bleibt.

Das Konzept der Implikation stammt ebenfalls aus der Logik, und der Begriff hat daneben eine weite und vage alltagssprach-

liche Verwendung. Im Unterschied zur Logik, die beliebige Ausdrücke zueinander in ein implikatives Verhältnis bringen kann, basieren natürlichsprachliche Implikationen auf der Semantik der Ausdrücke oder – je nach semantischer Theorie – auf dem Weltwissen, auf Konzeptuellem, das man mit den Ausdrücken in Verbindung bringt.

Ein klassisches Beispiel (von J. L. Austin): *Die Katze liegt auf der Matte* impliziert, dass die Matte unter der Katze ist. Die Implikation läuft – in diesem Fall an die Wortsemantik gebunden – über die semantische Beziehung zwischen den zwei Relationen „auf“ und „unter“. Es gehört zu unserem semantischen Wissen (bzw. zum entsprechenden Weltwissen), dass eine „auf“-Relation immer eine entsprechende „unter“-Relation impliziert. Ein anderes Beispiel ist die „verkaufen“-Relation, die eine entsprechende „kaufen“-Relation impliziert.

Ein besonderes Phänomen von Implikationen zeigt sich bei bestimmten Verben, die die Faktizität oder Nichtfaktizität der von ihnen abhängigen Proposition implizieren. Diese Implikationsphänomene sind nicht zu verwechseln mit den weiter oben gezeigten Präsuppositionsverhältnissen, die zum Teil bei denselben Verben auftreten, wie das folgende Beispiel zeigt: *es ist mir gelungen, zu p* präsupponiert „ich habe mich bemüht, zu p“; dieselbe Präsupposition gilt auch für die Negation des Satzes. *Es ist mir gelungen, zu p* impliziert die Faktizität von p, die Negation dieses Satzes impliziert hingegen die Nichtfaktizität von p.

2.3. Konnotatives, Affektives, Deontisches

Das Konzept der *Konnotation* steht in der Linguistik seit Bloomfield reichlich vage für alles, was von einem Wort über den begrifflichen Kern (*Denotation*) seiner Bedeutung hinaus an emotionalen, wertenden, stilistischen Aspekten mitbedeutet wird. Im Unterschied zur Denotation werden die Konnotationen gerne dem impliziten Bedeutungsteil zugerechnet. Darüber kann man allerdings streiten. Als weiteres Problem kommt hinzu, dass Konnotationen konventionell vorgegeben sein können, aber auch usuell-okkasionell aufgebaut und kontextuell abhängig oder auch nur vorübergehend einem Wort zugeschlagen werden können. Zudem fasst man auch individuelle *Assoziationen* unter das Stichwort Konnotation.

Neurere Konzeptionen binden Konnotationen an die *Reflexivität von Ausdrücken*,

und das heißt: Im selben Maß, in dem bestimmte kommunikative Kontexte bestimmte Ausdrücke erwartbarer machen als andere, evozieren – konnotieren – bestimmte Ausdrücke wieder diese Gebrauchszusammenhänge (Maas 1985; Feilke 1996). Eine ähnliche Denkfigur findet sich im Konzept der *Kontextualisierung* von J. Gumperz (1982; einschlägig dazu Auer/Di Luzio 1992).

Wenn z. B. die Personenbezeichnung *Asylant* (Wengeler 1993) wiederholt in negativ wertenden Kontexten bzw. in Wortzusammenstellungen erscheint, die die Anwesenheit der so bezeichneten Menschen als unerwünscht oder gar bedrohlich erscheinen lassen, so heften sich diese Kontexte dem Ausdruck an in dem Sinne, dass jede weitere Verwendung des Ausdrucks immer auch auf seine usuellen Gebrauchsbedingungen (hier das negative, abschätziges Sprechen über Asylsuchende) verweist. Insofern solche kommunikativen Praktiken für eine Sprachgemeinschaft habituell sind, sind es die entsprechenden konnotativen Effekte ebenfalls – sie erhalten im Sinne von H. Feilke „idiomatische Qualität“ (Feilke 1996, 160). Solche konnotativen Effekte sind nicht notwendigerweise an Wörter gebunden, sie treten auch auf als semiotische Markierungen von syntaktischen Konstruktionen (vgl. etwa *der Jude X*) oder auch von Wortbildungsmustern (vgl. die Diskussion darüber, ob die abwertende Konnotation von *Asylant* nicht in erster Linie vom Suffix *-ant* herrührt).

Die kontextualisierende Potenz von Ausdrücken bzw. ihre gebrauchspraktische Markiertheit ist es auch, welche die Sprache zum Ort des kollektiven Gedächtnisses einer Sprachgemeinschaft macht. Dies lässt sich in besonders augenfälliger Form an Beispielen aus dem Lexikon der „Lingua Tertii Imperii“ zeigen, andererseits wird gerade in diesem Kontext auch deutlich, wie sich Wörter und Redewendungen mit zunehmender historischer Distanz zu den entsprechenden Prägesituationen wieder ‘entladen’ können bzw. für nachgeborene Sprecher und Sprecherinnen nicht mehr dieselben Konnotationen implizieren wie für Zeitgenossen.

Als eine Ausweitung wie auch Präzisierung des Konzepts der Konnotation können die von F. Hermanns (1995; daraus auch die folgenden Beispiele) entwickelten Kategorien des *Affektiven* und *Deontischen* betrachtet werden. Affektive Bedeutungskomponenten zeigen sich besonders deutlich in Ausdrücken wie *niedlich* (*Ist die niedlich!*), *Schatz* (*Der ist*

ein Schatz!), *arm* (*Der arme Mensch!*), deontische Bedeutungskomponenten in Ausdrücken wie *Ungeziefer*, *schuldig* oder auch *gefährlich*. Das heißt z. B., dass ein Hörer einer Äußerung wie *Ach ist die niedlich!* das Entzücken, das der Anblick einer kleinen Katze beim Sprecher auslöst, zwar deutlich ‘entnehmen’ kann, dass der Sprecher aber weder diese Emotion noch die Katze als ihren Auslöser explizit benennt (was er z. B. täte, wenn er sagen würde: *Der Anblick dieses Kätzchens löst in mir ein Gefühl des Entzückens aus*). Ähnliches gilt für die deontische Potenz von Ausdrücken: *Ungeziefer* impliziert, dass die mit diesem Ausdruck bezeichneten Tiere „zu vernichtende“ sind, die Bezeichnung eines Menschen als *schuldig* impliziert, dass er bestraft werden sollte, und der illokutiv-warnende Charakter der Äußerung *Das ist gefährlich* lässt sich zwar einerseits über Implikaturen erklären (vgl. 3.2.), andererseits kann man hier aber auch argumentieren, dass der Ausdruck *gefährlich* alleine schon eine Handlungsaufforderung impliziert – dass man nämlich den damit bezeichneten Gegenstand oder Sachverhalt mit Vorsicht behandeln soll (ein *gefährlicher Hund* also folglich ein Hund ist, vor dem man sich in Acht nehmen muss).

Textlinguistisch relevant werden konnotative, affektive oder deontische Komponenten dort, wo in Texten anaphorisch an ebendiese angeknüpft werden kann (*Was heißt hier „Das musst du erst mal hinterfragen“? Lass mich mit solchen 68er-Vokabeln in Ruhe.*) oder wo diese Komponenten implizit zur argumentativen Kohärenz beitragen (*Du kannst da nicht reinfahren – das ist eine Einbahnstraße*). Das Wort *Einbahnstraße* impliziert die deontische Komponente: „Darf nur in einer Richtung befahren werden“.

2.4. Nebenbei-Prädikationen

Es hat mit der Unklarheit dessen zu tun, was man mit Implizitheit im Unterschied zu Explizitheit meint, wenn man manchmal auch Fälle wie die folgenden als Fälle impliziten Sprechens, gar als Fälle von Präsuppositionen anführt: *Ich war gestern mit meiner Enkelin im Kino. Das kleine Biest hat mir doch tatsächlich ...* Von Implizitheit kann hier nur insofern gesprochen werden, als wir es mit einer Prädikation zu tun haben („meine Enkelin ist ein kleines Biest“), die neben der eigentlichen Prädikation des Satzes hergeht. Dies ist insofern nicht implizit, als es offen ausgesprochen wird, wenn auch nur ‘nebenbei’.

Textstrukturell sind solche Nebenbei-Prädikationen vor allem deshalb interessant, weil durch sie neue Information thematisch eingeführt wird, anstatt, wie üblich, rhematisch – was sich als eine Form von sprachlicher Ökonomie interpretieren lässt. In der Nebenbei-Prädikation von Konnotationen (vgl. 2.3.) ist es außerdem möglich, neben der dominierenden Diskurswelt (z. B. politische Berichterstattung) zusätzliche Diskurswelten zu eröffnen, deren weitere Entfaltung textstrukturell nicht gefordert ist, die aber nicht ohne kommunikativen Effekt bleiben (*Die neugewählte Außenministerin, eine auffallend elegant gekleidete Mittvierzigerin, wird nächste Woche ...*).

3. Implizites II (verwendungsvariabel)

In Orientierung an der in der Einleitung entwickelten Ordnung der Begriffe (vgl. Abb. 42.1) gehört zum „Impliziten II“, was sprachlichen Zeichen in Abhängigkeit von den Umständen ihrer Verwendung zukommt, was also mit situativen Faktoren steht oder fällt, insofern nicht zur konventionell festen Bedeutung (Semantik) gerechnet wird, sondern als Gegenstand der *Pragmatik* gilt.

3.1. Pragmatische Präsuppositionen – vorausgesetztes Welt- und Handlungswissen

Wer sich sprachlich äußert, tut dies immer auf der Basis eines umfassenden und weitverzweigten Konglomerats von Welt- und Handlungswissen, und er setzt ein ähnliches, in entscheidenden Punkten überwiegend gleiches solches Welt- und Handlungswissen beim Rezipienten voraus. Und tatsächlich versteht der Rezipient sprachliche Äußerungen nur auf der Basis eines solchen Wissenskonglomerats. Nur mit einem solchen 'Reisegepäck' ist es möglich, dass wir Kommunikation täglich neu wagen und dass wir darin, bei allen kommunikativen 'Unfällen', die es auch gibt, auch immer wieder erfolgreich sind.

Es gibt Verwendungen des Begriffs Präsupposition, die dieses ganze weite und vielgestaltige 'Reisegepäck' für die Kommunikation „Präsupposition“ nennen. Dies tun z. B. Heinemann/Viehweger (1991, 51), wenn sie Präsuppositionen die „kommunikativen Voraussetzungen für das Produzieren und vor allem das Verstehen von Texten“ nennen. Man handelt sich auf diese Weise einen sehr vagen Präsuppositionsbegriff ein (vgl. z. B.

die Kritik von Seuren 1991, 287 mit Verweis auf weitere Literatur), der Probleme allenfalls benennt, aber nicht erklärt. Immerhin wird aber deutlich, dass die traditionellen Konzepte der Semantik in verschiedener Hinsicht erweitert werden müssen, wenn man die Lücke zwischen festen Zeichenbedeutungen und dem kommunikativen Sinn von Äußerungen schließen will.

3.1.1. Kognitivistische Ansätze

Gewisse Differenzierungen und Präzisierungen bringen kognitivistische Ansätze (→ Art. 10, 20 und 28), die versuchen, Ordnung in das vage Konzept des Weltwissens zu bringen. In ihnen wird etwa unterschieden zwischen Wissen über Episodisch-Einzelnes und Wissen über Regulär-Normales und zwischen Wissen über Statisches und Wissen über Dynamisch-Handlungsorientiertes. Zur Benennung dieser unterschiedlichen Wissenstypen stehen verschiedene Bezeichnungen zur Verfügung, die allerdings oft nicht trennscharf verwendet werden, zumal sie zum Teil aus unterschiedlichen Theoriezusammenhängen stammen: So spricht man von *Frames* (Rahmen) mit Blick auf Wissen über Statisches, von *Scripts* (Drehbüchern) oder *Stories* mit Blick auf Wissen über Handlungs- oder Ereignisabläufe. Der Terminus *Schema* wird häufig als Oberbegriff für Wissen über Regulär-Normales verwendet und steht damit also in Opposition zu Wissen über Episodisch-Einzelnes.

Solche Frames, Scripts, Stories – solches Schemawissen – bilden eine sehr allgemeine Wissensbasis für stärker kommunikationsbezogene Wissensbestände: das Wissen darum, wie einzelne kommunikative Handlungen im Kontext komplexerer Abläufe adäquat realisiert werden (*Sprachhandlungswissen*; → Art. 9 und 40) und das Wissen darum, nach welchen Mustern Texte als eine Form komplexer Sprachhandlungen gebaut und gestaltet werden (*Textmusterwissen*; → Art. 48).

Alle bisher genannten Wissensbestände liefern die Grundlage für (sehr oft unbewusste, automatisierte) Entscheidungen (für deduktive praktische Schlüsse; Keller 1995, 141) in Sprachhandlungsprozessen: Was sage ich, was sage ich nicht (weil es 'eh klar' ist)? Wie sage ich es? Was sage ich zuerst, und was dann? Solches Wissen entlastet die einzelne Handlung von der Last individueller ad-hoc-Entscheidungen, es reduziert – in der Perspektive des Handelnden – Komplexität, indem es das Spektrum möglicher Handlungs-

alternativen auf einige wenige 'übliche' ('richtige') einengt.

Dieser Ausschluss von Handlungsalternativen und die Reduktion auf bewährte Muster bietet zugleich eine erhöhte Gewähr dafür, dass das kommunikative Handeln von Interaktionspartnern verstanden wird, und erleichtert ihnen damit auch das 'Mitspielen'. In diesem Sinn ist solches Wissen ein eminent soziales Wissen: es ist – in einem gewissen Ausmaß – von allen geteiltes Wissen, und es ist zugleich die Basis für Sozialität.

Das sei mit dem Konzept der *Kontextualisierung* (vgl. 2.3.) kurz illustriert: Es macht einen deutlichen Unterschied, ob ich eine Sitzung eröffne mit den Worten: *Meine Damen und Herren, ich eröffne hiermit unsere heutige Sitzung. In den zwei Stunden, die uns zur Verfügung stehen, sollten wir folgende Punkte erledigen ...* oder mit den Worten: *Also, liebe Leute, wir haben ja nicht allzuviel Zeit und sollten heute irgendwie ...* Die unterschiedliche Sprachmittelwahl *kontextualisiert* hier ganz unterschiedlich, d. h. deklariert verschiedene Situationstypen und wirkt dadurch einschränkend auf die weiteren eigenen Handlungen wie die Handlungen der Mitbeteiligten, beschränkt auch die Interpretationen des künftigen kommunikativen Geschehens.

Solches soziales Wissen fungiert im Verstehen als Basis für Konstruktionsprozesse (Wiedererkennen, Einordnen, Ergänzen, Erweitern) im oben eingeführten Sinn abduktiver Schlüsse. Dabei sind solche Wissensbestände allerdings nicht unveränderlich, sondern können und müssen sich im Verstehensprozess zum Teil verändern, damit Verstehen gelingen kann – dann wird gelernt. Wir haben es mit einer Interaktion von (Vor-)Wissen, Input aus der aktuellen Handlungssituation und dem Verständigungsbedürfnis der Interagierenden zu tun.

Akzeptiert man einmal diesen sehr weiten Begriff der pragmatischen Präsuppositionen, so bleibt das Problem, was eigentlich gemeint ist, wenn man sagt, dass ein bestimmter Text (oder jemand mit einem bestimmten Text) pragmatische Präsuppositionen mache: Ist damit das gesamte Wissen gemeint, über welches der Textproduzent zum Zeitpunkt der Produktion des Textes verfügt? Ist (nur) das Wissen gemeint, das er beim Rezipienten für dessen Verstehen voraussetzt? Oder hebt der Begriff der pragmatischen Präsupposition gar nicht (nur) auf solche Wissensbestände ab, sondern zielt vielmehr auf deren Produkte,

d. h. auf einzelne Ergänzungen, Monosemierungen, Umdeutungen, die ein Produzent oder Rezipient als Ableitungen aus solchem Wissen 'herstellt'?

3.1.2. Intertextualität

Das in der Literaturwissenschaft entwickelte Konzept der Intertextualität lässt sich in gewisser Weise verstehen als eine Art Parallelentwicklung zur linguistischen Diskussion um pragmatische Präsuppositionen (vgl. Linke/Nussbaumer 1997; → Art. 43). In diesem Konzept wird – in grober Annäherung – behauptet, dass ein einzelner Text stets eingebunden ist in ein Netz von andern Texten, zu denen er – wenn man objektivistisch reden will – in vielfältigsten Beziehungen steht oder zu denen – weniger objektivistisch – der Produzent ihn in der Produktion bewusst oder unbewusst, implizit oder explizit (über Zitate, Anspielungen u. a.) in Beziehung setzt und zu denen ihn der Rezipient wiederum in Beziehung setzen muss, wenn er ihn verstehen will – wobei der Rezipient auch 'gegen' den Text lesen kann, d. h. Bezüge sehen und setzen kann, die vom Autor bzw. der Autorin nicht notwendig intendiert waren. Intertextualität meint mit andern Worten, dass ein Text nie ohne Rücksichten auf andere Texte produziert und verstanden werden kann. Wenn man – in Radikalisierung des Intertextualitätskonzeptes – die gesamte „Kultur als Text“ versteht (Bachmann-Medick 1996), so ist die Nähe des Intertextualitätskonzeptes zum Konzept der pragmatischen Präsuppositionen offensichtlich.

3.1.3. Aussparungen u. ä.

Aus einer ganz anderen, stärker sprachwissenschaftlichen (auch sprachkritischen) Ecke kommt ein mit den pragmatischen Präsuppositionen in Zusammenhang zu bringendes Konzept, das sich durch die Stichworte *Ellipse*, *Aussparung*, *Offenlassen*, *Vagheit* charakterisieren lässt (vgl. z. B. von Polenz 1985, 24 ff; Engel 1988, 100). Gemeint sind damit nicht realisierte Valenzstellen oder nicht realisierte Akteure einer durch ein Konzept aufgerufenen „Szene“. Dabei gibt es die 'harmlosen' Fälle (z. B. die klassischen Ellipsen), in denen das Weggelassene problemlos aus dem sprachlichen Kontext ergänzt werden kann. Von pragmatischen Präsuppositionen spricht man hier kaum. Anders ist dies in Fällen, in denen es weniger um Weglassen als vielmehr um Offenlassen geht und in denen eine Ergänzung für ein umfassenderes Verstehen

zwar nötig wäre, syntaktisch aber nicht zwingend und inhaltlich nicht eindeutig ist. Ein Beispiel für solches Offenlassen sind verfassungsrechtliche Bestimmungen wie *Eigentum verpflichtet* (wen zu was?) oder *Das Recht auf Ehe ist gewährleistet* (von wem und für wen gewährleistet?). Bekanntlich ist die Passivkonstruktion eine Möglichkeit, eine Valenzstelle nicht füllen zu müssen. Unter die Ausparungen fällt auch der Subjektschub. Solche Textlücken, die für gewisse Kommunikationsbereiche sehr typisch sind, werden im Verstehensprozess pragmatisch, d. h. unter Beizug von Vorwissen, gefüllt. In vielen Fällen sind wir als Rezipienten aber auch mit vagem Verstehen zufrieden.

3.1.4. Lexikalisch-semantische Vagheit und Ambiguität

Lexikalisch-semantisch bedingte Vagheit betrifft z. B. Wörter wie *groß*, *Gewicht*, *viel*, bei deren Verwendung man stets auf einen implizierten Maßstab rekurriert, der sehr verschieden sein kann. In einer sprachlichen Umgebung (Kontext) und vor dem Hintergrund einer bestimmten Verwendungssituation rezipiert, werden diese Ausdrücke ausgedeutet – vom Rezipienten wohlverstanden, und auf der genannten Basis von Vorwissen und Vorannahmen. Insofern kann man auch hier behaupten, diese Maßstäbe (die Ausdeutungsbasis) oder das Resultat der Ausdeutung seien ‘präsupponiert’ oder ‘impliziert’. Im Satz *In der Dorfkirche drängten sich viele Menschen* rekurriert *vielen* auf einen andern Maßstab als im Satz *Auf dem Roten Platz in Moskau drängten sich viele Menschen*; im ersten Fall meint *vielen* vielleicht „hundert“, im zweiten vielleicht „hunderttausend“.

Neben der Vagheit natürlichsprachlicher Ausdrücke gibt es auch Formen von *Mehrdeutigkeit* oder *Ambiguität*, die pragmatisch aufgelöst, disambiguiert werden, so dass man sagen kann, die eindeutige Lesart sei ‘präsupponiert’. Dies gilt etwa für den Ausdruck *Zeitung*, den ein Rezipient im Kontext *Die Zeitung lag auf dem Tisch* als auf den dinglichen Gegenstand, das Druckerzeugnis referierend ausdeutet, hingegen im Satz *Sie arbeitete bei der hiesigen Zeitung* als auf ein Unternehmen, eine Institution referierend versteht (zu Vagheit und Ambiguität vgl. Pinkal 1991; zur Vagheit von Quantifizierungen mit *viel*, *wenig* etc. vgl. Oomen 1977).

3.1.5. Argumentation

Noch einmal aus einem anderen Kontext stammen Überlegungen zur textkonstituierenden Potenz von Argumentationen, und

zwar ebenfalls unter Rückgriff auf nicht explizierte Wissensbestände. Seit den grundlegenden Arbeiten von Toulmin (1996) und Perelman/Olbrechts-Tyteca (1992) ist es wieder ins allgemeine Bewusstsein getreten, dass sich Argumentation im Alltag, aber auch in Wissenschaft, Politik, Recht usw. von streng logischen Deduktionen oder Beweisführungen unter anderem dadurch unterscheidet, dass die Schlussfiguren, minimal aus Obersatz, Untersatz und Konklusion bestehend, nicht maximal explizit ausformuliert sind, sondern dass insbesondere die „Schlussregel“ („warrant“ bei Toulmin), die den Übergang zwischen den zwei andern Sätzen oder Propositionen überhaupt ermöglicht, normalerweise implizit bleibt. Natürliche Argumentation ist also regelmäßig implizit; wer argumentiert, ‘präsupponiert’ für gewöhnlich die Schlussregeln und setzt beim Kommunikationspartner voraus, dass dieser sie von sich aus ergänzen kann (zur modernen Argumentationstheorie vgl. z. B. Kopperschmidt 1989; → auch Art. 39).

3.2. Konversationsmaximen und konversationelle Implikaturen

Die Literatur zu Grices ungeheuer folgenreicher Theorie ist Legion. An guten Einführungs- und Überblicksdarstellungen mangelt es nicht: Rolf (1997; 1994); Liedtke (1995); Astroh (1995); Lakoff (1995); Moeschler/Reboul (1994); Kemmerling (1991); Grewendorf/Hamm/Sternefeld (1987); Levinson (1990); Lyons (1983).

Während der reichlich vage Sammelbegriff der pragmatischen Präsuppositionen eher auf die Wissensbestände abhebt, die dem Produzenten wie dem Rezipienten im kommunikativen Handeln zur Verfügung stehen und stehen müssen, fokussiert das Konzept der *Konversationsmaximen* und der mit ihnen verbundenen *konversationellen Implikaturen*, das H. Paul Grice (1975/1993) entwickelt hat, ergänzend dazu die Frage, wann, warum und wie diese Wissensbestände in der Kommunikation zum Einsatz kommen. Man könnte die pragmatischen Präsuppositionen die materiale Basis für Schlussprozesse im Verstehen nennen und im Unterschied dazu die Grice’sche Konzeption der Konversationsmaximen die formale Basis für solche Schlussprozesse, gewissermaßen einen Motor, der Schlussprozesse in Gang setzt, deren Ergebnis konversationelle Implikaturen sind.

Die Theorie der Konversationsmaximen und der konversationellen Implikaturen hat in erster Linie Gespräche im Blick, doch lässt

sie sich ausweiten auch auf monologische Texte. *Implikaturen* heißen bei Grice alle Sinnelemente einer Äußerung, die über den wahrheitskonditionalen Teil hinausgehen. Um die Differenz zu ähnlichen Konzepten des Impliziten zu markieren, hat Grice die Kunstwörter *Implikatur* (*implicature*) und *implizieren* (*to implicate*) geschaffen. Innerhalb der Implikaturen unterscheidet Grice die *konventionellen* (verwendungsinvariablen, konventionell fest mit Ausdrücken verbundenen) von den *konversationellen* (verwendungsvariablen, kontextsensitiven) Implikaturen. Letztere sind von der Forschung sehr stark aufgegriffen und diskutiert worden (erstere decken sich z. T. mit den Präsuppositionen; vgl. 2.1.).

Obwohl nicht ganz eindeutig, lässt sich doch in etwa sagen, dass Grice mit einer *Implikatur* eine Schlussfolgerung meint, die ein Sprecher beim Hörer auslösen möchte. Nicht jede hörerseitige Inferenz ist also eine Implikatur, sondern nur die intendierten, die kommunizierten sind es. Oft wird das Konzept jedoch aus der Perspektive der Hörerin verwendet für sämtliche effektiven Schlussprozesse, die die Hörerin auf Grund einer Äußerung macht. Beginnen wir mit einem Beispiel:

A: Was ist Susanne eigentlich für ein Jahrgang? –
B: Ihre Diss ist, glaube ich, 1987 erschienen.

Wer sich in der akademischen Welt nicht auskennt, wird diese Äußerungsfolge inkohärent finden; er könnte geneigt sein, die 'Antwort' von B als nicht-responsiv und ihr Sprachhandeln demnach als unkooperativ zu werten. Wir wollen einmal annehmen, dass A sich in der akademischen Welt etwas auskennt. Dann kann er die Äußerung von B etwa so interpretieren: „B weiß Susannes Jahrgang nicht (sonst würde sie es mir sagen). Sie weiß jedoch mit einiger Sicherheit das Jahr der Publikation von Susannes Dissertation. Wer sich in der akademischen Welt etwas auskennt, weiß, dass bei normalen Uni-Karrieren die Dissertation ungefähr mit dem 30. Lebensjahr abgeschlossen wird. B kennt sich hierin aus, und sie weiß auch, dass ich mich hier auskenne. Also sagt sie mir das, um mir ein Indiz zu geben, aus dem ich auf den ungefähren Jahrgang von Susanne schließen kann.“ – Man kann mit guten Gründen annehmen, dass B mit ihrer Äußerung diesen Schlussprozess in A auslösen wollte und also sagen, dieser Schlussprozess sei Bs konversationelle Implikatur, die sie mit ihrer Äußerung mitmeinte.

Wie erklärt nun Grice dieses Schlussverfahren? Für Grice ist menschliche Kommunikation im Kern dem Prinzip der Kooperation verpflichtet: ohne Kooperation keine Kommunikation. Das *Kooperationsprinzip* lautet:

„Mache deinen Gesprächsbeitrag jeweils so, wie es von dem akzeptierten Zweck oder der akzeptierten Richtung des Gesprächs, an dem du teilnimmst, gerade verlangt wird“ (1993, 248). Diese Grundmaxime entfaltet Grice in Anlehnung an Kant in die vier Konversationsmaximen der *Quantität* (Mache deinen Beitrag so informativ wie – für die gegebenen Gesprächszwecke – nötig! Mache deinen Beitrag nicht informativer als nötig!), der *Qualität* (Sage nichts, was du für falsch hältst! Sage nichts, wofür dir angemessene Gründe fehlen!), der *Relation* (Sei relevant!) und der *Modalität* (Formuliere klar und geordnet!).

Diese Maximen sind konstitutiv für menschliche Kommunikation. Für Grice gehört es zum ganz normalen kommunikativen Handeln, dass man mit seinen Äußerungen permanent darauf baut, dass der Rezipient auf der Basis dieser Maximen Schlüsse zieht. Wer sagt *Ich habe drei Kinder*, dem darf man unterstellen, dass er die Wahrheit sagt und tatsächlich drei Kinder hat (Maxime der Qualität), dass er genau drei Kinder hat und nicht etwa fünf (Maxime der Quantität), dass er mit *Kinder* wirkliche Kinder meint und nicht Hunde oder Hobbys o. Ä., die man manchmal metaphorisch auch *Kinder* nennt (Maxime der Modalität) usw.

Interessanter (und entsprechend intensiver diskutiert) sind jedoch diejenigen Fälle, in denen Maximen scheinbar verletzt sind (siehe obiges Bsp., das in der Relevanzmaxime verletzt scheint). Grice spricht davon, dass man durch scheinbare Verletzungen der Maximen die Maximen für ganz besondere Schlussprozesse *ausbeuten* kann. Das funktioniert deshalb, weil Rezipienten normalerweise eher bereit sind, Äußerungen durch Schlussprozesse aus- und umzudeuten als anzunehmen, die Maximen seien tatsächlich verletzt. Insofern sind die Maximen ein ganz starker Motor für Inferenzen.

Man hat diese Maximen wiederholt als moralische Aufforderungen missverstanden und demzufolge durch eine Reihe weiterer gesprächsethischer Grundsätze erweitern wollen. (Schon Grice deutet an, dass er seine vier Maximen nicht unbedingt für erschöpfend hält.) Eine gesprächsethische Deutung findet sich z. B. bei von Polenz (1985, 311). Die Maximen haben aber bei Grice einen andern Status (Keller 1995, 205). Insofern ist die Bezeichnung *Maximen* irreführend, weil sie den Schluss nahelegt, man könnte sich an diese Maximen halten oder auch nicht. Genau dies

ist jedoch nicht möglich: Die Maximen sind gewissermaßen apriorische, unhintergehbare Bedingungen des Funktionierens und Deutens von Kommunikation.

Die Grice-Rezeption diskutiert die Frage, ob die Rückführung der Maximen auf das Grundprinzip der Kooperativität den Kern der Sache trifft. So gibt es Kommunikationssituationen, in denen zwar die Maximen ihre Gültigkeit haben, die man aber dennoch nur schwer als Situationen *kooperativen* kommunikativen Handelns bezeichnen möchte, etwa wenn die Gesprächspartner vollständig divergierende Absichten haben und entsprechend konträre Ziele verfolgen. Eine solche Infragestellung des Grundprinzips der Kooperativität beruht jedoch vermutlich auf einem Missverständnis. Das Grice'sche Prinzip darf nicht inhaltlich und damit ethisch aufladbar, sondern muss strukturell verstanden werden. Keller (1995, 207 ff) hält demgegenüber zwar die vier Konversationsmaximen aufrecht, stellt sie aber – in kritischer Auseinandersetzung mit dem viel beachteten ähnlichen Versuch von Sperber/Wilson (1995) und statt dessen Kasher (1976) folgend – nicht auf das Grundprinzip der Kooperativität, sondern auf das der *Rationalität* (das bei Grice stellenweise bereits anklingt). Keller formuliert es – aus der Rezipientenperspektive – so: „Betrachte die Gesprächsbeiträge deiner Gesprächspartner als rationale Handlungen“ (Keller 1995, 209). Keller zeigt zudem auf, dass die vier Maximen von Grice nur erschöpfend sind, was die informative Seite von Äußerungen, ihre Repräsentativität und Persuasivität anbelangt. Darüber hinaus verfolgen Sprecherinnen und Sprecher mit ihren Äußerungen aber auch soziale (Image- und Beziehungspflege) und ästhetische Ziele. Aus diesen folgen weitere Maximen, und mit ihnen erst kann man auch Phänomene wie indirektes Sprechen, spielerisches Sprechen usw. als rationales sprachliches Handeln erklären.

3.3. Illokution und Perlokution; Inhalts- und Beziehungsaspekt; Darstellung, Ausdruck, Appell

Die *Sprechakttheorie* (Austin 1979; Searle 1971) hat uns (nicht als erste, aber nachhaltig) gelehrt, dass sich die Bedeutung von Äußerungen nicht im Referieren auf und Präzisieren über Sachverhalte oder gedankliche Gebilde (im „propositionalen Gehalt“, in der Deskription von Welt) erschöpft, sondern dass die Bedeutung von Äußerungen in erster Linie in einer sozialen Handlung besteht, die

mittels der Äußerung realisiert wird. Eine Äußerung machen heißt etwas mitteilen, etwas erfragen, heißt auffordern, Kontakt herstellen, sich verpflichten usw. Schon in der Sprachtheorie von Karl Bühler (1982) hat die einzelne Äußerung neben dem Aspekt der „Darstellung“ immer auch den Aspekt des „Ausdrucks“, der subjektiven Kundgabe, und den Aspekt der partnerbezogenen Ansprache, des „Appells“. Dergleichen Differenzierungen sind etwa in der alten Rhetorik längst vorge-dacht und finden sich auch mehr oder weniger deutlich popularisiert bei andern Autoren (zu solchen Popularisierungen vgl. Bremerich-Vos 1991; Antos 1996).

Die Sprechakttheorie, die alle Äußerungen als performative, d. h. als handlungswertige, betrachtet, hat die Unterscheidung von „explizit performativen“ und „primär performativen“ (implizit performativen) Äußerungen eingeführt. Explizit performativ wäre eine Äußerung wie *ich behaupte, dass sie lügt*, das primär performative Pendant dazu *sie lügt*. Die nicht explizit performativen Äußerungen erachtet die Sprechakttheorie als die entwicklungsgeschichtlich ursprünglicheren (darum „primär“) und als die statistisch überwiegenderen. Daraus folgt, dass bei einem Großteil aller Äußerungen ein ganz wesentlicher Aspekt ihres kommunikativen Sinnes implizit ist, nämlich der Handlungswert der Äußerung – sprechakttheoretisch: die *Illokution* –, und dass dieser demzufolge in der Rezeption aus der Äußerung selbst, den Umständen ihres Vorkommens und auf der Basis von Welt- und Handlungswissen abduktiv erschlossen werden muss. Das mag mit ein Grund dafür sein, dass Sprachreflexion immer wieder dazu neigt, den Aspekt der Welt-Repräsentation, der Darstellung zu verabsolutieren.

Expliziten Niederschlag in der Äußerung findet der Handlungsaspekt in den *Illokutionsindikatoren* – das sind Grammatikalisierungen oder Lexikalisierungen solcher Handlungsaspekte, z. B. performative Verben, Partikeln, Satzart (Aufforderungssatz, Frage-satz), Modus (Imperativ) etc. Die Sprechakttheorie hat überdies mit dem Konzept des „indirekten Sprechaktes“ auch den Fall reflektiert, wo Illokutionsindikatoren eine Illokution X signalisieren, eine Interpretation der Äußerung jedoch zum Resultat kommt, dass eine Illokution Y gemeint sein muss. Die ausdrückliche Illokution muss also nicht die gemeinte und zu verstehende sein. Dies zeigt einmal mehr, dass Kommunikation kein mechanischer Prozess des En- und Dekodierens

ist, sondern ein Andeuten mit Zeichen und ein konstruktives, inferenzielles Ausdeuten von Zeichen.

4. Implizitheit und Sprachhandeln

Überkommene und überholte Vorstellungen von Kommunikation prägen eine Sicht der Dinge, in der Explizitheit die Regel ist und Implizitheit die Ausnahme, gar eine Abweichung, fehlerhaft, des manipulativen, strategischen, verdeckten Sprachgebrauchs verdächtig. Die vorausgegangenen Ausführungen sollten deutlich machen, dass Implizitheit gewisser Aspekte von Bedeutung (i. w. S.) durchaus die Regel ist und deren Explizitheit, wenn sie denn überhaupt möglich ist, die Ausnahme. Den radikalen Schritt, die Unterscheidung von Explizitheit und Implizitheit überhaupt aufzugeben, haben wir dennoch nicht gemacht.

Die Einsicht, dass Kommunikation in ganz normaler Weise implizit ist, implizite Aspekte hat, verhindert nicht die Möglichkeit und macht es nicht sinnlos, kommunikative Handlungen oder Ereignisse zu platzieren auf einer Skala kleinerer oder größerer Implizitheit, kleinerer oder größerer Abstützung auf pragmatische Präsuppositionen, mehr oder minder häufiger anscheinender Verletzung von Konversationsmaximen usw. Dies hängt auch zusammen mit den unterschiedlichen Funktionen, die man der Implizitheit zuschreiben kann.

4.1. Funktionen des Impliziten

Welche Funktionen implizites Sprechen jeweils hat, ist nicht grundsätzlich bestimmbar und kann nur am jeweiligen Einzelfall genau interpretiert werden. Wir gehen im Folgenden auf die wichtigsten Funktionen ganz knapp ein; dabei sollte deutlich werden, dass sich diese Funktionen im konkreten Fall auch überlagern können:

– *Ökonomie*: Hier geht es um die Minimierung des sprachlichen Aufwandes, des Textmaterials, es geht um eine kommunikative Kosten-Nutzen-Rechnung, die deshalb auch eine Art Grundfunktion impliziten Sprechens bildet.

– *Ästhetik/Selbstdarstellung*: Implizites Sprechen kann dazu dienen, ästhetische oder sprachspielerische Effekte zu erzeugen und so auf eine spezifisch textuelle Weise Esprit zu demonstrieren. Solches Sprechen dient damit (auch) der Selbstdarstellung des Sprechers.

– *Signalisierung gemeinsamer Gruppenzugehörigkeit* bzw. von Vertraulichkeit durch (allenfalls demonstratives) Rekurrenzen auf gemeinsames Vorwissen, durch Nicht-Aussprechen, Andeuten etc. (eine Form von Kontextualisierung).

– *Andeutung, Anspielung, Insinuation* (engl. *innuendo, invited inferences* u. a.): Implizierende Rede in der Absicht, etwas zu sagen, ohne auf die impliziten Redeteile behaftbar zu sein. Das geschieht oftmals in der Absicht, Negatives über andere Menschen in die Welt zu setzen, aber auch, wenn es z. B. darum geht, tabuisierte Themen anzusprechen.

– *Formen der negativen Höflichkeit*: Implizites bzw. offen lassendes Sprechen ist eine grundlegende Form der „vermeidenden“ Höflichkeit („negative politeness“ i. S. v. Brown/Levinson 1987), welche zumindest für die westlichen Mittelschichtkulturen als dominante Strategie höflichen Verhaltens betrachtet werden kann. „Vermeidend“ ist solches Sprechen insofern, als der Sprecher all das implizit lässt, was seiner Äußerung den (expliziten) Charakter eines „face-threatening-acts“ geben könnte, und das heißt: was seine Äußerung für die Rezipientin unangenehm machen könnte, etwa weil sie ihr soziales Selbst- bzw. Fremdbild bedroht oder ihre Handlungsfreiheit in irgendeiner Form einschränkt.

– *Formen der Ironie*: Hier haben wir es mit einem Parallellfall zur Funktion der negativen Höflichkeit zu tun: Auch ironisches Sprechen verdeckt die Interpretation einer sprachlichen Handlung als „face-threatening“, allerdings nicht immer in schonender, sondern oftmals in bloßstellender, immer jedoch in einer die Eloquenz des Sprechers herausstellenden Absicht.

– *Fallen-Stellen, Unterbuttern, Überrumpeln*: Hier geht es darum, den Rezipienten zu einer Reaktion zu bringen, die zeigt, dass er etwas (vom Sprecher Impliziertes) übernommen hat, auf das er – im Nachhinein – von diesem behaftet werden kann. Hierher gehören z. B. Fragen vom Typus *Wann haben Sie aufgehört, Ihre Frau zu schlagen?* oder *Was machen Sie in der Drogenszene?* In die gleiche ‚Ecke‘ gehören Suggestivfragen, die die gewünschte Antwort suggerieren und also in gewisser Weise implizit vorwegnehmen: *Wollten Sie nicht ganz einfach, dass B nichts merkt von ihren Transaktionen?*

– *Vorläufigkeiten*: Hierher gehören Formulierungen, die bewusst nicht maximal explizit und präzise sind, weil die jeweiligen Sprech-

rinnen und Sprecher zum gegebenen Zeitpunkt gar nicht explizit sein können oder nicht sein wollen. Dies betrifft z. B. die bereits zitierte Verfassungsnorm: *Das Recht auf Ehe ist gewährleistet*. (Wer gewährleistet? Wem ist sie gewährleistet?) Aus ähnlichen Gründen finden wir solches vorläufiges Sprechen auch in Texten der wissenschaftlichen Theoriebildung.

Viele der in dieser (offenen) Aufzählung genannten Formen impliziten bzw. implizierenden Sprechens sind Gegenstand der Sprachkritik (vgl. von Polenz 1985 zum „Zwischen-den-Zeilen-Lesen“), da sie – wie deutlich geworden ist – zum Teil tatsächlich, zum Teil zumindest scheinbar kommunikationsethischen Prinzipien wie Offenheit, Direktheit, Ehrlichkeit zuwiderlaufen.

4.2. Impliztheit und Textsortenspezifik

Wir haben gesehen: Alle Texte sind notwendigerweise implizit, wobei das jeweilige Maß von Impliztheit von verschiedenen (kontextuellen) Faktoren abhängt und, wie oben ausgeführt, auch verschiedene Funktionen erfüllt. In dem Maß, in dem diese Funktionen von Textsorte zu Textsorte unterschiedlich dominant sind, variieren die Textsorten auch im Ausmaß ihrer Expliztheit bzw. Impliztheit. Und das heißt auch: Impliztheit ist ein textsortenspezifisches Merkmal. Allerdings: Das Ausmaß der Impliztheit einer bestimmten Textsorte hängt nicht nur von ihrer kommunikativen Funktion ab, sondern ist auch eine Frage der Zuschreibung durch die Rezipienten im Rahmen einer für die jeweilige Textsorte bestimmenden Rezeptionstradition. So gilt beispielsweise:

- für *literarische*, insbesondere *lyrische Texte*, dass – in unserem heutigen Verständnis – dem Rezipienten erlaubt, ja geradezu geboten ist, das manifeste Sprachmaterial als Anstoß für Weiterdenken, Darüberhinausdenken, An-anderes-Denken etc. zu nehmen;
- für *Gesetzestexte*, dass in diesen Texten alles maximal explizit formuliert ist und für Interpretation nur ein kleiner oder gar kein Spielraum bleibt (diese Texte sind in der Rechtsgeschichte auch wiederholt mit einem Interpretationsverbot belegt worden);
- für *Zeitungsberichte*, dass sie sich in hohem Maß auf episodisches Wissen abstützen – was die Lektüre von Zeitungen schon nur des Vorjahres schwierig und oft unergiebig macht;
- für *Arbeitszeugnisse*, dass sie grundsätzlich explizit nur Positives über den Arbeitnehmer

sagen, dass sie aber dabei einem eigentlichen Code folgen, dessen Kenntnis erlaubt, auch Negatives aus den explizit positiven Formulierungen herauszulesen;

- für viele *Werbetexte*, dass sie – heute – so implizit als möglich zu sein haben, kaum etwas über das Produkt und seine Eigenschaften sagen und nicht direkt zum Kauf auffordern – hier wird die ästhetisch-stilistische Funktion von Impliztheit gerne bis an die Grenze des Nicht-mehr-Verstehen-Könnens ausgereizt.

5. Literatur (in Auswahl)

Antos, Gerd (1996): *Laien-Linguistik: Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag: Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings*. Tübingen.

Astroh, Michael (1995): *Präsupposition und Implikatur*. In: Dascal, Marcelo et al. (eds.): *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Halbbd. Berlin, 1391–1407.

Auer, Peter/di Luzio, Aldo (eds.) (1992): *The Contextualization of Language*. Amsterdam/Philadelphia.

Austin, John L. (1979): *Zur Theorie der Sprechakte*. 2. Aufl. Stuttgart.

Bachmann-Medick, Doris (ed.) (1996): *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. Frankfurt/M.

Bremerich-Vos, Albert (1991): *Populäre rhetorische Ratgeber. Historisch-systematische Untersuchungen*. Tübingen.

Brown, Penelope/Levinson, Stephen C. (1987): *Politeness. Some universals in language use*. Cambridge.

Bühler, Karl (1982): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart/New York. [1934].

Busse, Dietrich (1992): *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Opladen.

Engel, Ulrich (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.

Feilke, Helmuth (1996): *Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik*. Frankfurt/M.

Grewendorf, Günther/Hamm, Fritz/Sternefeld, Wolfgang (1987): *Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung*. Frankfurt/M.

Grice, H. Paul (1993): *Logik und Konversation*. In: Meggle, Georg (ed.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. 2. Aufl. Frankfurt/M., 243–265. [1975].

- Gumperz, John (1982): *Discourse strategies*. Cambridge.
- Heinemann, Wolfgang/Viehweiger, Dieter (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen.
- Heringer, Hans Jürgen (1977): *Einführung in die praktische Semantik*. Heidelberg.
- Hermanns, Fritz (1995): *Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik*. In: Harras, Gisela (ed.): *Die Ordnung der Wörter: kognitive und lexikalische Strukturen*. Berlin/New York, 138–179.
- Kasher, Asa (1976): *Conversational maxims and rationality*. In: Kasher, Asa (ed.): *Language in focus*. Dordrecht, 197–216.
- Keller, Rudi (1995): *Zeichentheorie*. Tübingen/Basel.
- Kemmerling, Andreas (1991): *Implikatur*. In: Stechow, Arnim v./Wunderlich, Dieter (eds.): *Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. Berlin/New York, 319–333.
- Kempson, Ruth (1975): *Presupposition and the delimitation of semantics*. Cambridge.
- Kopperschmidt, Josef (1989): *Methodik der Argumentationsanalyse*. Stuttgart/Bad Cannstatt.
- Lakoff, Robin Tolmach (1995): *Conversational Implicature*. In: Verschueren, Jef et al. (eds.): *Handbook of Pragmatics*. Amsterdam/Philadelphia.
- Levinson, Stephen C. (1990): *Pragmatik*. Tübingen. [1983].
- Liedtke, Frank (ed.) (1995): *Implikaturen. Grammatische und pragmatische Analysen*. Tübingen.
- Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus (1988): *Kohärenz durch „Präsuppositionen“*. In: *Der Deutschunterricht* 40/6, 29–51.
- (1997): *Intertextualität. Linguistische Bemerkungen zu einem literaturwissenschaftlichen Textkonzept*. In: Antos, Gerd/Tietz, Heike (eds.): *Die Zukunft der Textlinguistik. Traditionen, Transformationen, Trends*. Tübingen, 109–126.
- Lyons, John (1983): *Semantik*. München. [1977].
- Maas, Utz (1985): *Konnotation*. In: Janussek, Franz (ed.): *Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis*. Opladen, 71–97.
- Moeschler, Jacques/Reboul, Anne (1994): *Dictionnaire encyclopédique de pragmatique*. Paris.
- Oh, Choon-Kyu/Dinneen, David A. (eds.) (1979): *Presupposition*. New York.
- Oomen, Ingelore (1977): *Determination bei generischen, definiten und indefiniten Beschreibungen im Deutschen*. Tübingen.
- Perelman, Chaïm/Olbrechts-Tyteca, Lucie (1992): *Traité de l'argumentation. La nouvelle rhétorique*. 5ème éd. Bruxelles. [1958].
- Petöfi, Janos S./Franck, Dorothea (eds.) (1973): *Präsuppositionen in Philosophie und Linguistik*. Frankfurt/M.
- Pinkal, Manfred (1985): *Neuere Theorien der Präsupposition*. In: *Studium Linguistik* 17/18, 114–126.
- (1991): *Vagheit und Ambiguität*. In: Stechow, Arnim v./Wunderlich, Dieter (eds.): *Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. Berlin/New York, 250–269.
- Polenz, Peter von (1980): *Möglichkeiten satzsemantischer Textanalyse*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 8, 133–153.
- (1985): *Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin.
- Reis, Marga (1977): *Präsuppositionen und Syntax*. Tübingen.
- Rolf, Eckard (1994): *Sagen und Meinen. Paul Grices Theorie der Konversationsimplikaturen*. Opladen.
- (ed.) (1997): *Pragmatik. Implikaturen und Sprechakte*. Opladen.
- Searle, John R. (1971): *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt/M.
- Seuren, Pieter A. M. (1991): *Präsuppositionen*. In: Stechow, Arnim v./Wunderlich, Dieter (eds.): *Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. Berlin/New York, 286–318.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995): *Relevance. Communication and cognition*. 2nd ed. Oxford. [1986].
- Toulmin, Stephen (1996): *Der Gebrauch von Argumenten*. Weinheim. [1958].
- Wengeler, Martin (1993): *„Asylantenfluten“ im „Einwanderungsland Deutschland“ – Brisante Wörter in der Asyldiskussion*. In: *Sprache und Literatur* 72, 2–30.

Angelika Linke, Zürich (Schweiz)
Markus Nussbaumer, Zürich (Schweiz)